



Das Effizienz-Prinzip James Blunt

Von Michael Loesl

In der Regel lesen sich Popstar-Biografien wie ein Märchen. Immer schon, so wird einen glauben gemacht, hätte Musik die zentrale Rolle im Leben von hoffnungsvollen Pop-Aspiranten gespielt. Widerwillig mussten die angehenden Profimusiker Gelegenheitsjobs erledigen, bevor sie oder er vom Leid, noch nicht von der Kunst leben zu können, mittels Plattenvertrag befreit wurden. Aber, oh Schreck! Wie lässt man das bisherige Leben von einem Typen glamourös und interessant erscheinen, der tatsächlich jahrelang einen »richtigen« Job hatte?

James Blunt, neuerlicher Radiodauerbrenner, Songwriter und Musiker, fällt mit seinem bisherigen Job ziemlich aus der Reihe. Zugegeben, es ist ungewöhnlich, dass jemand, der jahrelang in der englischen Berufsarmee gearbeitet hat, plötzlich mit einer handvoll Songs zum Popstar wird. Aber es hätte deutlich schlimmer kommen können. Ein Bankangestellter, der sich plötzlich zum Songwriter berufen fühlte, wäre schätzungsweise selbst für das Popgeschäft zu abgefahren. Außerdem portraitiert Blunt in seinen Texten nicht das Armeeleben. Vielmehr schreibt er Songs, die scheinbar viele berühren, weil jedem irgendwann mal etwas ähnliches passiert ist wie in Blunts tagebuchartigen Erzählungen. Die hat der bekennende Prog-Rock-Fan in einen musikalischen Kontext gebracht, in dem es zwar melancholisch zugeht, der aber keine Abschweifungen von der Kernaussage erlaubt. Kurze, knappe und aussagekräftige Songs zu schreiben, ist das Erfolgsgeheimnis von James Blunt. Auch wenn die unter eher ungewöhnlichen Bedingungen an noch ungewöhnlicheren Orten aufgenommen wurden, wie Blunt im exklusiven tools-Interview erzählt.

tools 4 music (t4m): James, dein Album »Back To Bedlam« war schon ein paar Monate veröffentlicht, bevor die Single »You're Beautiful« auch hier zum Hit wurde. Gehen dir die daraus resultierenden Dauer-Promotermine nicht langsam auf die Nerven?

James Blunt: Ich rede ja nicht nur über das Album, sondern spiele auch viel live. Aber, du hast schon Recht. Dieses ewige Beantworten der immer gleichen Fragen kann anstrengend sein. Ich bin jetzt seit zehn Monaten auf Tour und habe noch neun weitere vor mir. Das klingt zwar nach einer Menge Arbeit, aber da dieses Geschäft neu für mich ist, empfinde ich die Zeit als sehr spannend und interessant. Ich verstehe inzwischen wirklich nicht mehr, warum einige Musiker immer wieder stöhnen, wenn sie 18 Monate Tourleben vor sich haben. Auf Tour zu sein, ist eine großartige Art zu leben. Auch wenn ich zwischendurch immer wieder stereotype Fragen beantworten muss.

t4m: Hattest du dir vor der Veröffentlichung deines Debütalbums einen Masterplan zurechtgelegt, nach dem die Platte erst mal nicht wie ein Big Bang einschlagen sollte, oder warum hat es eine Weile gedauert, bis »Back To Bedlam« richtig erfolgreich wurde?

James Blunt: Erst mal bin ich überhaupt dankbar für den Erfolg. Wie du sicherlich weißt, erscheinen jedes Jahr zig Platten, die exzellente Songs enthalten. Die meisten davon sterben allerdings, bevor sie überhaupt die Chance bekommen, ein Hit zu werden. Insofern hatte ich richtig viel Glück. Aber es gab tatsächlich von Seiten meines Labels die Idee, das Album mit richtig viel Marketing-Kohle nach vorne zu bringen. Ehrlich gesagt, war mir das gar nicht so recht. Was bringt es mir und dem Album, wenn man meine Songs so lange bewirbt, bis sie den Leuten zum Halse raus hängen? Es gibt ein fatales Denken in diesem Geschäft: Füttere die Leute lange genug mit Musik, und sie werden sie irgendwann kaufen. Daran glaube ich nicht, und deswegen bin ich auch zu meinem Label gegangen und habe darum gebeten, in mein Album Zeit statt Geld zu investieren. Wenn ein Freund, auf dessen Geschmack du vertraust, dir den Tipp gibt, meine Platte zu kaufen, wirst du genau das wahr-

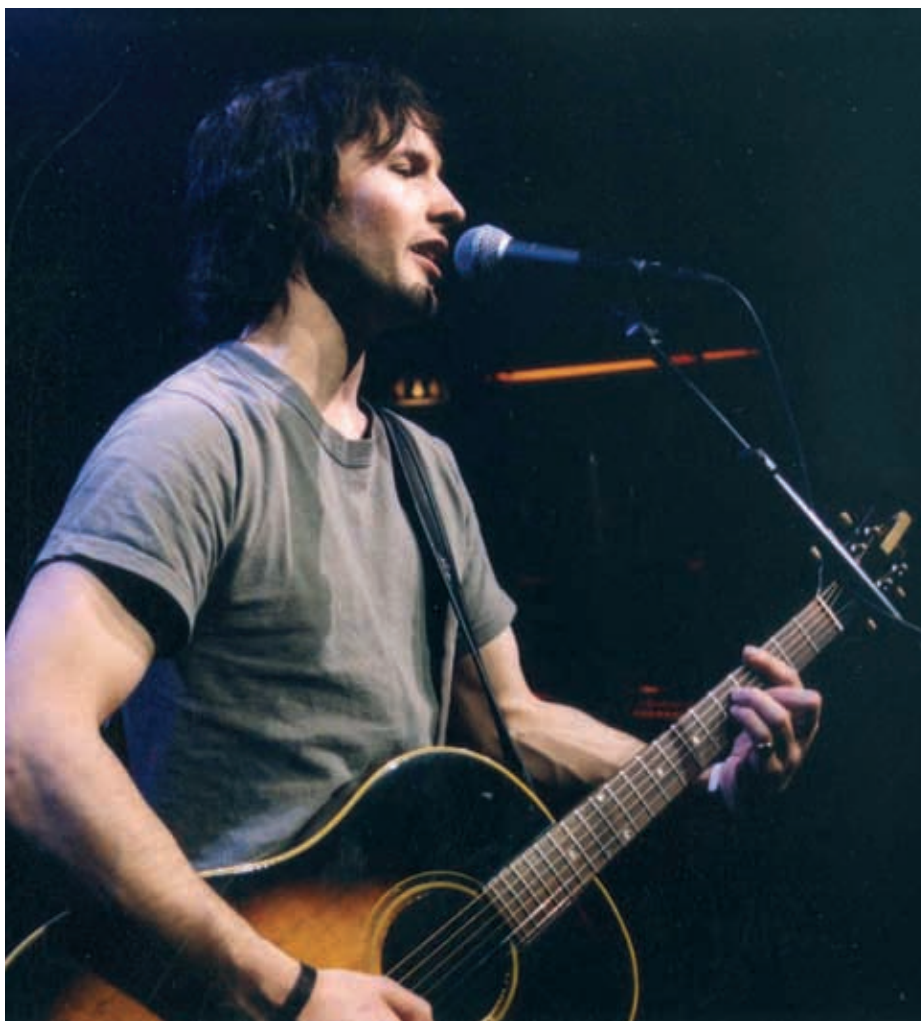
scheinlich tausendmal eher tun, als wenn dir ständig Werbung für eine Platte um die Ohren gehauen wird. Genau diese Mundpropaganda hat meinem Album sehr geholfen, glaube ich.

t4m: Hast du das Musikbusiness vor dem Album-Release studiert, oder woher kommt dein Wissen über Verkaufsstrategien?

James Blunt: Nein, ich entscheide solche Dinge nach meinem Bauchgefühl. Ich habe nur eine Karrierechance in diesem Geschäft. Wie wir alle wissen, läuft es im Musikbusiness längst nicht mehr so wie vor 10 - 15 Jahren. Es ist reiner Selbsterhaltungstrieb: Meine Songs können viele Leute erreichen, weil wir uns als Individuen mit völlig unterschiedlichem Erfahrungsschatz trotzdem ähneln. Aber um die Verbindung zwischen mir, meinen Songs und den Zuhörern aufbauen zu können, braucht man Zeit. Das müssen die Majorlabels erst wieder lernen. Vielleicht nehmen sie mich demnächst öfter mal als Beispiel, wenn es um neue Signings geht.

t4m: Siehst du dich eigentlich in erster Linie als Songwriter und erst in zweiter Linie als Musiker?

„Ich verstehe inzwischen wirklich nicht mehr, warum einige Musiker immer wieder stöhnen, wenn sie 18 Monate Tourleben vor sich haben“



James Blunt: Ich bin beides, wobei ich mich immer noch in erster Linie als Musiker sehe. Ich habe lange Zeit Piano gespielt, was ich auch immer noch tue. Aber als ich vierzehn Jahre alt war, reifte die Entscheidung für die Gitarre. Aus einem ganz praktischen Grund übrigens: Pianos befinden sich ja meistens an öffentlichen Plätzen wie Bars oder Wohnzimmer. Zumindest stand unseres im Wohnzimmer meiner Eltern. Ich wollte nun mal vor anderen Leuten keine Fehler machen, beim Pianoüben. Die Gitarre birgt in der Hinsicht viel größere Freiräume. Du kannst sie überall hintragen und so viele Fehler machen, wie du willst. Weil dich beim Üben niemand hören muss. Die Gitarre in die Hand zu nehmen, war ein Glücksgriff für mich. Denn dadurch bin ich zum Songwriting gekommen.

t4m: Ich fragte nur nach deinem Selbstverständnis als Musiker, weil es auffallend wenige Soli auf »Back To Bedlam« gibt.

James Blunt: Na, komm! Es gibt ein großartiges Gitarrensolo in »Wisemen« und ein wundervolles Hammond-Solo in »So long Jimmy«. Aber es stimmt, selbst diese Soli sind ziemlich kurz gehalten. Ich glaube, in dem Punkt kommt meine strenge Erziehung zur Effizienz zum Tragen (lacht). Im Ernst! Es klingt in dem Zusammenhang seltsam, aber mir wurde beigebracht, meine Ansichten möglichst schnell und zielsicher mitzuteilen. Seltsamerweise empfinden viele Leute meine Musik als reduziert. In Wahrheit befinden sich aber relativ viele Ideen in der Kürze meiner Songs.

t4m: Hast du dieses Effizienz-Prinzip in der Schule oder während deines Militärsjobs gelernt?

James Blunt: Erstaunlicherweise habe ich Effizienz in beiden Fällen kennen und schätzen gelernt. Ich kann die Fragen, inwiefern meine Militärzeit mich in die Musik getrieben hat, nicht mehr hören. Für mich gibt es auch keinen Widerspruch zwischen meinem ehemaligen Job und meinem jetzigen. Ich wollte auch damals niemanden töten, sondern den Leuten im Kosovo, wo ich stationiert war, helfen. Der einzige Punkt, in dem es Parallelen zwischen meiner Armeezeit und der Musik gibt, ist die Effizienz.

t4m: Ich sehe schon meine Überschrift vor mir, »Mit militärischer Präzision zum Weltstar!«

James Blunt: (lacht) Stell dir vor, ich wäre vorher Physiker gewesen! Vermutlich hätte man mir dann die Erfindung der Erfolgsformel in Sachen Musik unterstellt. Oder noch schlimmer, man würde mich ständig fragen, warum ich keine Songs über die Physik schreiben würde (lacht). Es ist tatsächlich schon passiert, dass ich gefragt wurde, warum ich keine Songs über das Leben in der Armee geschrieben hätte. Kannst du dir das vorstellen? Das können die Leute von »Status Quo« doch längst besser als ich (lacht). Aber zurück zu deiner Frage. Mir geht es einfach um Qualität, statt um Quantität. Kürzlich las ich über die Konzentrationsfähigkeit eines durchschnittlichen Schülers. Danach lässt die Konzentration nach 40 Minuten deutlich nach. Mir geht es genauso. Eine CD mit 80 Minuten Spielzeit überfordert mich. Deswegen habe ich mich ganz bewusst für eine Albumlänge von unter 40 Minuten entschieden.

t4m: Dir gefallen also auch keine Platten, in denen Soli eine Rolle spielen?



James Blunt: Doch! Ich liebe »Pink Floyd«. Die haben eher durch ihre Soli zu den Leuten gesprochen, statt durch Texte. Bei mir ist es genau andersrum. Vermutlich kann ich mich in der Kombination Musiker-Songwriter auch besser ausdrücken, weil ich in meinem bisherigen Job nie lange an einem Fleck war. Ich musste also mit meiner Gitarre und ohne Produktions-Schnickschnack komponieren. Andererseits war das aber auch eine gute Erfahrung. Denn die Songs können auch bestehen, wenn ich sie ohne Band ganz alleine spiele und singe.

„Und als ich am nächsten Tag zu ihm kam, spielte er mir andere Akkorde vor, die ich dann mit den Worten ‚totale Scheiße, ablehnte‘“

Damals

Ungewöhnlich, und so ganz anders als in den meisten Biografien, in denen Künstler behaupten, sie hätten schon immer gesungen, ist, dass James Blunt in einer völlig unmusikalischen Familie aufwuchs. Sein Vater war ein karrierebewusster Berufssoldat, der erst kürzlich in den Ruhestand ging und überhaupt kein Verhältnis zur Musik hatte. James wurde in einem Militärhospital geboren, ging auf eine naturwissenschaftlich orientierte Schule, machte mit 16 seinen Flugschein („ich kann jede einmotorige Maschine fliegen:

»Tiger Moth«, »Spitfire«, was immer du willst“), besuchte kurz die Bristol University und ging dann in die Army, denn „mein Dad wollte es so“. Er wurde Captain und war einer der ersten britischen Offiziere in Pristina, dem noch 30.000 weitere Army-Angehörige folgten.

Musik aber war seine Leidenschaft, und das ist um so bemerkenswerter, da James erst sehr spät zu ihr fand. „Mein Dad war da eher praktisch veranlagt“, so James, „für ihn war Musik nur Lärm. Unser einziger CD-Player war der im Auto, und wir hatten genau drei CDs: »American Pie« und zwei »Beach Boys«-Platten.“ An der Schule lernte James Klavier und stellte sich als sehr musikalisch heraus. Von da an hörte und lernte er, so viel er konnte. »Queen« und »Dire Straits« faszinierten ihn, und mit 14 lieb er sich die Gitarre eines Freundes und spielte »Nirvana«-Songs nach. Der Rest seines Schülerlebens wurde dann zu einem Kampf zwischen ihm und seinen Lehrern, die ihm ihre Art von Erziehung aufdrücken wollten, und den Internatshausmeistern, die das nächtliche Musizieren um jeden Preis unterbinden wollten.

Im Jahr 2002 verließ er die Army mit einem Haufen Demo-Songs unterm Arm. „Mein Vater wurde sehr nervös, weil ich einen »sicheren« Job an den

Nagel hängte“, so erinnert er sich. Ein bisschen Mut, ein bisschen Initiative, und so langsam begannen sich auch Musikverlage für ihn zu interessieren. Eines Tages lernte er dann Linda Perry kennen, ihres Zeichens Songwriterin u. a. für Christina Aguilera und Pink. „Mein Management gab ihr ein paar Songs von mir, dann spielte ich auf dem »South By Southwest«, und schließlich bot sie mir einen Vertrag auf ihrem eigenen Label »Custard Records« an.

Im September 2003 ging er schließlich nach Kalifornien, um »Back To Bedlam« aufzunehmen, und entdeckte, dass es ganz angenehm sein kann, ein etwas kauziger junger Brite in Los Angeles zu sein. Er wohnte in der Wohnung einer Schauspielerin, arbeitete tagsüber im Studio und entdeckte nachts die L.A.-Clubszene. „Für mich, mit meinem naiven Background, war das wie in einem Hexenkessel,“ erinnert er sich. »Goodbye My Lover« nahm er im Badezimmer einer Bekannten auf (vgl. Interview).

Seine Lieblingsplatten sind derzeit ein Album von »Cat Power« und »Transformer« von Lou Reed. Er spricht nicht gern über die Bedeutung und Inhalte seiner Songs, obwohl er eingesteht, dass »So Long, Jimmy« durch die Herren Hendrix und Morrison inspiriert wurde.

www.jamesblunt.com

t4m: Auf der Bühne sieht man dich fast ausschließlich mit Gibson-Gitarren. Bist du Gibson-Endorser?

James Blunt: Ich habe keinen Endorsement-Deal, aber Gibson und ich haben eine Vereinbarung getroffen, nach der sich die Company um all meine Belange kümmert. Für diese Tour habe ich mir eine 1966er J-45 12-String ausgeliehen, und wann immer ich irgendetwas benötige, liefert mir Gibson das gewünschte Teil. Gerade erst vor ein paar Tagen habe ich eine zweite Gibson bekommen, eine 1958er LG-1. Für das Album habe ich fast alle Gitarrenspuren selbst aufgenommen.

Auch die E-Gitarrenparts. Auf der Bühne spiele ich allerdings ausschließlich akustische Gitarren. Alles andere wird von dem Gitarristen in meiner Band gespielt, wenn wir auf Tour sind. Als Bühnenpiano nutze ich übrigens ein Yamaha, und auch in diesem Fall bin ich kein richtiger Endorser, bekomme aber trotzdem die Instrumente der Firma zur Verfügung gestellt.

t4m: Wie kommt es, dass du dir die Songwriter-Credits beim Großteil der »Back To Bedlam«-Songs mit anderen Leuten teilst?

James Blunt: Als ich das Album aufnahm, hatte ich kein Geld für Studios und Tontechniker. Um mir die Aufnahmen überhaupt leisten zu können, versprach ich den Studiobesitzern halt einen kleinen Teil von meinen Autorenrechten. Na ja, sie haben mir dann bei den Aufnahmen kleine Tipps hinsichtlich der Chord-Changes gegeben, die meine Songs dann tatsächlich veränderten, wenn auch nur sehr subtil. Dennoch bin ich ihnen zu Dank verpflichtet. Denn ohne sie hätte es gar keine Aufnahmen gegeben. Aber auch als Songwriter haben sie mich weitergebracht. Ganz besonders Jimmy Hogarth.

t4m: Wie war deine Erfahrung mit Guy Chambers, dem ehemaligen Robbie-Williams-Produzenten, der mit dir an einem Song von »Back To Bedlam« gearbeitet hat?

James Blunt: Guy Chambers ist ein exzellenter Songwriter und ein fantastischer Produzent. Aber es ist auch verdammt schwierig, seinen Ansprüchen zu genügen. Als ich ihn zum

ersten Mal traf, spielte ich ihm eine Songidee von mir vor. Seine Reaktion war ziemlich entmutigend, weil er einfach nur meinte: „Das ist scheiße“. Die Reaktion hat mich schon ziemlich schockiert, um es gelinde auszudrücken. Daraufhin spielte er ein paar Akkorde, zu denen ich singen sollte, was ich dann auch tat. Über Nacht schrieb ich dann den Text zu dem Songfragment. Und als ich am nächsten Tag zu ihm kam, spielte er mir andere Akkorde vor, die ich dann mit den Worten „totale Scheiße“, ablehnte. Das war meine kleine Rache. Dennoch haben wir den Song vom ersten Tag dann noch zusammen fertig geschrieben. Er ist halt sehr direkt. Aber nur, wie er mir später erzählte, um die besten Resultate aus den Leuten zu holen. Ich wollte ihn allerdings nicht als Produzenten haben. Denn dann hätte ein Track meines Albums garantiert nach Robbie Williams geklungen, was ich überhaupt nicht wollte.

t4m: Ist es wirklich wahr, dass du das Piano für den Track »Goodbye My Lover« in einem Badezimmer in Los Angeles aufgenommen hast?

James Blunt: Ja, das war im Badezimmer von Carrie Fisher, der Schauspielerin von Prinzessin Leia Organa aus der ersten »Star Wars«-Trilogie. Ich habe keine Ahnung, warum sie ein Piano in ihrem Badezimmer hat. So was gibt es tatsächlich nur in L.A. Aber der Grund für meine Aufnahmesession dort war ein ganz profaner, nämlich Geld. Ich hatte mein Aufnahme-Budget längst aufgebraucht, konnte mir kein Studio mehr leisten und stand kurz davor, den Track komplett wegzwerfen, weil er ohne das Piano unbrauchbar gewesen wäre. Ich kannte in Los Angeles niemanden außer Carrie und den Typen, mit dem ich zusammen aufnahm. Weil ich während der Aufnahmezeit bei Carrie lebte, fiel mir das Piano in ihrem »Batman«-Badezimmer ein. Also haben wir ein paar Mikros aufgestellt, weil ich dachte, wenn Leute in der Dusche singen können und dabei gut klingen, dann müsste auch ein Piano in diesen Räumen gut klingen. Wir haben dann dort ein paar Stunden aufgenommen, und inzwischen ist der Song meine Lieblingsnummer auf dem Album. Die Raumakustik des Badezimmers trägt sehr zum Charakter des Songs bei.

t4m: Zum Schluss interessiert mich aber doch noch, wie sich dein Effizienzdenken mit dem Rock'n'Roll-Lifestyle verträgt.

James Blunt: Nun, wenn man sich betrinken will, kann man auch das mit größtmöglicher Effizienz tun, in dem man einfach unfassbare Mengen säuft. Und ich bin in dieser Disziplin besonders gut (lacht). ■



„Der einzige Punkt, in dem es Parallelen zwischen meiner Armeezeit und der Musik gibt, ist die Effizienz“